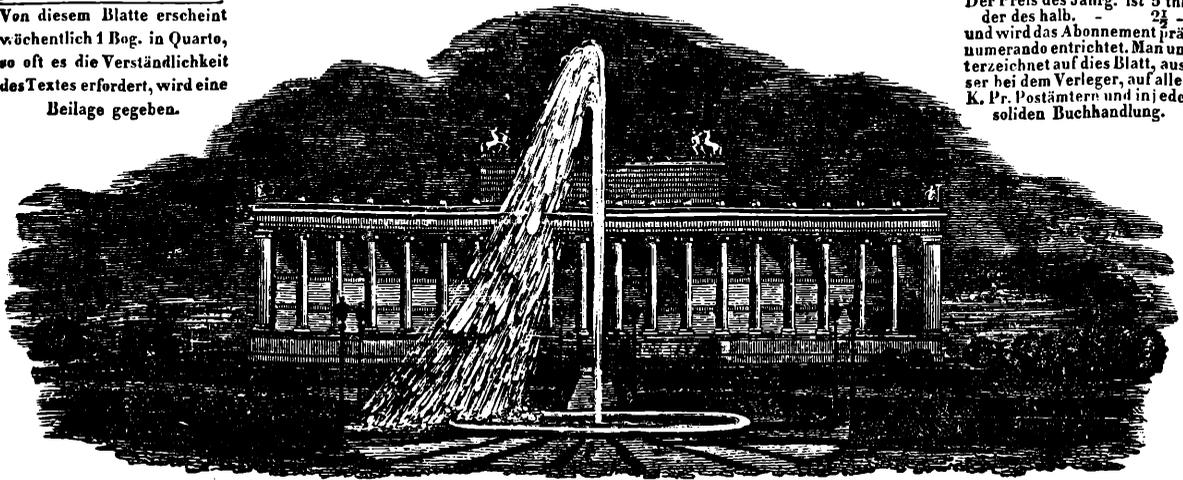


Von diesem Blatte erscheint wöchentlich 1 Bog. in Quarto, so oft es die Verständlichkeit des Textes erfordert, wird eine Beilage gegeben.

Der Preis des Jahrg. ist 5 thl. der des halb. - ^{2½} - und wird das Abonnement pränumerando entrichtet. Man unterzeichnet auf dies Blatt, ausser bei dem Verleger, auf allen K. Pr. Postämtern und in jeder soliden Buchhandlung.



MUSEUM,

Blätter für bildende Kunst.

Berlin, den 17. Februar.

Redacteur Dr. F. Kugler.



Verleger George Gropius.

Die Kirche St. Michele maggiore zu Pavia.

(Beschluss.)

Die gothischen Könige hatten einen Palast zu Pavia; es hatten dort mehr als einen die Könige der Longobarden; und, soviel uns der Anonymus des Valesius versichert, waren dort noch die Thermen, das Amphitheater und andre Monumente des alten Ticinum. Von all diesen Gebäuden, welche doch die festesten und grandiosesten in dieser Stadt sein mussten, ist keine Spur erhalten. Die Kirche San Michele, nach so vielen politischen und natürlichen Unglücksfällen, nach so mannigfachem Wechsel der Herrschaft, der Pavia, vom Reich des Grimoald bis auf unsere Tage unterworfen war, sie hätte also mehr als jene Monumente den Stürmen der Zeit, so vielen Gelegenheiten zum Verderb widerstehen kön-

nen? Dies ist nicht wohl glaublich, um so weniger, wenn man damit verbindet, was der Geschichtschreiber Liutprand, ein Paveser und Genosse eben jener Zeit, uns erzählt, dass nämlich, im Jahre 924 diese Stadt von den ungrischen Hülfsstruppen des Kaisers Adalbert verbrannt und in einen Haufen Steine verwandelt wurde, wie es schon durch die Hand der Hunnen mit Aquileja geschehen war, so dass diese Stadt sich nicht mehr erheben konnte*). In dieser Feuersbrunst kam der Bischof von Pavia, Johann, und mit ihm der von Vercelli ums Leben; und so

*) *Usta est olim formosa Pavia, anno dom. inc. DCCCCXXIV. . . Salando duce uritur infelix olim formosa Pavia: Vulcanusque quos attollens flatibus artus templa Dei, patriamque simul conscendit in omnem etc. Liutprandi ticin. ecclesiae levitae Historiar. lib. III. c. I. bei Muratori R. ital. script. Vol. II, p. 162.*

gross war dies Elend, dass der Chronist Frodoard, der eben in jener Zeit lebte, schreibt, es hätten von der gesammten Volksmenge nicht mehr als zweihundert Personen sich retten können, es seien drei und vierzig Kirchen abgebrannt, so dass seit langer Zeit in keiner Stadt der Christenheit ein so grosses Elend sei gesehen worden*).

Dass in dieser Zerstörung auch die fürstliche Basilika ein Raub der Flammen wurde, schliesse ich aus einem anderen Umstande, den derselbe Historiker Liutprand erzählt, dass nämlich Hugo, Herzog der Provence, nachdem er im Jahr 926, von den Grossen Italiens zu Pavia erwählt worden war, nicht hier, in der Basilika San Michele, wie es bisher Sitte gewesen war und auch später geschah, die königliche Krone empfing, sondern dass er sich nach Mailand begab, um dieselbe in der Kirche des heil. Ambrosius vom Erzbischof Lambert zu empfangen**).

Und noch hatte sich Pavia von diesem Unglück nicht gänzlich erholt, als es einen zweiten Brand zu erdulden hatte, der daselbst, im J. 1004, von den deutschen Soldaten Heinrichs II, angelegt worden war und der, wenn wir dem Arnulf glauben, fast eben so wüthete, wie der erste***).

In dieser zweiten Katastrophe wurde auch der königliche Palast, der bereits, nach dem ersten Brande von 924****), wieder gebaut worden war, von neuem eine Beute der Flammen. Kann es nunmehr, frage ich, möglich sein, dass die Basilika San Michele, welche, wie gesagt wurde, mit dem Palast verbunden war, auch diesmal so unverletzt habe her-

*) *Papiam quoque urbem populosissimam atque opulentissimam igne succedunt, ubi opes perire innumerabiles. Ecclesiae quadraginta tres succensae. Urbis ipsius episcopus cum episcopo Verceilensi, qui secum erat, igne fumoque necatur atque ex illa pene innumerabili multitudine ducenti tantum superfuisse memoratur. In Chronic. bei Du-Chesne Hist. Franc. script. Vol. II. p. 594.*

**) Muratori. *Annali d'Italia, all' anno 926.*

***) *Cum non ad votum sibi abtemperasset, uno totam Papiam concremavit incendio. Hist. Mediol. Lib. I.*

****) In einer Angabe, welche Muratori in den Annalen, unter dem Jahre 924, zur Zeit des Königs Hugo, mittheilt, liest man: *In civitate Pavia, in palacium noviter aedificatum . . . in caminata dormitorii ipsius palatii.*

vorgehen können, dass auch jetzt nicht Restaurationen sichtbar werden sollten, zum wenigsten nicht an dieser grossen Menge von Figuren, Ornamenten und anderen feinen Sculpturen, die zum grossen Theil in einem zerbrechlichen Sandstein ausgeführt sind? die, obgleich seit zwölf Jahrhunderten, wie man sagt, den Beschädigungen von Menschen und Wetter ausgesetzt, noch nicht gänzlich zerstört sind.

Oder sollen wir glauben, dass, wenn dies Gebäude damals wiederhergestellt wurde, dies sich nicht aus dem Styl seiner Architektur erkennen lassen sollte, der sich doch von verschiedenem Character, je nach der Verschiedenheit der Jahrhunderte, zeigen müsste, und nicht ganz in einem Wurf und in übereinstimmender Manier, wie es wirklich der Fall ist?

Aber es wächst noch die Schwierigkeit, wenn man bedenkt, dass nicht bloss die Kirche San Michele das Glück gehabt hätte, diesem Verderben zu enttrinnen und nicht in die Zahl jener abgebrannten 43 Kirchen mit eingeschlossen zu sein, sondern auch die Kirchen San Giovanni in Borgo, San Pietro in ciel d'oro, Santa Maria rotonda, Sant' Agata, San Romano, Santo Ambrogio und noch andere, welche sämmtlich, ebenso in den Jahrhunderten der Longobarden erbaut, entweder noch existiren oder, wie es bekannt ist, erst seit Kurzem abgebrochen oder neu gebaut sind. Wenn dies Factum wahr ist, wenn diese Kirchen, wie man es glaubt, Werke der Longobarden waren oder wirklich sind, so müssen wir also die Dinge, welche Liutprand sowohl als Frodoard, bald nach jenem grossen Ereigniss, ihren Zeitgenossen als Begebenheiten ihrer Zeit und unter ihren eigenen Augen geschehen, erzählten, für Thorheiten ausgeben! Ich überlasse es dem gesunden Urtheil eines Jeden, zu entscheiden, ob in alledem irgend eine Wahrscheinlichkeit ist.

Nach alledem scheint es mir, dass man bereits zur Genüge schliessen kann, dass die Basilika San Michele maggiore in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit nicht dieselbe ist, welche sich einst in Pavia, zur Zeit der Longobarden, befand, und dass bis jetzt die Zeit ihrer Erbauung unbestimmt ist. Aber wenn dies sich so verhält, welcher Zeit wird man sie dann zuschreiben müssen? Gewiss wird man einem der blühendsten und glücklichsten Jahrhunderte, welche diese Stadt im früheren oder späteren Mittelalter erlebt hat, den Vorzug geben müssen; einer Zeit, in welcher die Baukunst in Italien,

wie auch verderbt und entartet, doch schon wieder einen gewissen Werth erhalten haben musste. Niemand, meine ich, wird behaupten, dass diese Zeit die der longobardischen Herrschaft gewesen sei, oder vielmehr das siebente Jahrhundert, welches man als die Erbauungszeit dieser Kirche angiebt. Wenn Pavia damals in einer glücklichen Lage war, soweit dies nemlich die italienischen Städte im früheren Mittelalter sein konnten, so gilt dies wenigstens nicht für die Baukunst. Wenige Gebäude, und diese ausser aller guten Ordnung und schmuckleer, entstanden zu jener Zeit in unseren Gegenden; so dass, mit Ausnahme des zehnten Jahrhunderts, diese edelste Kunst nie in so tiefen Verfall gerathen ist wie damals, wenn wir aus dem, was auf uns gekommen ist, urtheilen dürfen.

Und in Wahrheit, wenn man nicht jenen Magister casarius, Natalis genannt, und aus der Lombardei gebürtig, der, ein Gründer einer Kirche zu Lucca, im J. 805, nicht seinen eigenen Namen zu schreiben wusste*); und jene drei gleichfalls italienischen Künstler, Ursus, Joventinus und Jovianus, die, unter der Regierung des Liutprand, ihre Namen auf barbarische Weise in ein steinernes Tabernakel oder Ciborium gemeisselt haben, davon man gegenwärtig einige Fragmente im lapidarischen Museum von Verona sieht, Künstler, die vermuthlich nicht mehr als rohe Steinhauer waren, — wenn man diese nicht berücksichtigen will, so ist auch nicht der Name eines einzigen Architekten aus den Zeiten der Longobarden auf uns gekommen**).

Und auf ähnliche Weise dürften jene Magistri Comacini (vermuthlich von Como) nicht mehr als einfache Mauermeister sein, welche sich vom König Rotar in seinen Gesetzen erwähnt finden, wo es unter No. 144 so heisst: *Si magister comacinus cum collegis suis domum ad restaurandum vel fabricandum super se placito de Mercede suscepit etc***)*.

*) *Ego Natalis, homo transpadanus, magister casarius, edificavi ecclesiam beatae Mariae Virginis. . . intra hanc civitatem (lucanam) in fundamento meo . . . Signum † manus Natalis qui hanc cartulam fieri rogavit.* Ein authentisches Dokument aus dem Archiv des Bisthums von Lucca, bei Bertini. *Storia eccles. di Lucca Vol. II. Doc. VI. facc. 9.*

**) Maffei. *Verona illustr. Lib. XI. parte 1.*

***) Muratori. *Rerum italic. scriptores Vol. I. par. 2. p. 25.*

Was Pavia anbetrifft, so war diese Stadt damals zwar der gewöhnliche Sitz der longobardischen Könige, aber sie war zu jener Zeit weder so reich noch so mächtig, wie nachmals. Und jene Monarchen selbst konnten nicht im Besitz grosser Reichthümer sein, da sie wirklich nicht mehr waren, als die obersten Magistrate eines militärischen Staates, in welchem fast so viel unabhängige Herren waren, als Herzöge in den Provinzen. Und wenn die Völker ein wenig unter der Regierung des Cunibert und des Liutprand aufathmeten, die nicht geradezu wie Barbaren herrschten; wenn es scheint, dass damals die Künste auf gewisse Weise begünstigt wurden, so lässt sich dasselbe nicht von den Zeiten des Grimoald und der anderen Vorgänger in der Herrschaft sagen.

Es konnte sich aber die Stadt Pavia auch nicht im neunten oder im zehnten Jahrhundert in einem so glücklichen Zustande befinden, daraus man etwa schliessen könnte, dass sie damals genügendes Vermögen und Kenntniss besessen habe, um nicht nur ein so prächtiges Gebäude, wie es ihre Kirche San Michele ist, zu errichten, sondern auch San Giovanni in Borgo und die anderen, diesen ähnlichen, welche in derselben Stadt sind oder waren; welche, da sie in demselben Styl erbaut sind, auch, wie man vernünftiger Weise voraussetzen muss, alle als Werke einer und derselben Zeit zu betrachten sind. Denn ich wüsste nicht wohl zu sagen, ob, nach dem Tode Karls des Grossen bis zum elften Jahrhundert, das Schicksal unserer Vorfahren, stets in der Willkühr von Fremden oder von Usurpatoren, besser geworden sei, als es unter dem friedlichen Regiment der Longobarden gewesen war, die bald Christen und Italiener, wie wir, geworden waren. Die Anarchie, die bürgerlichen Zwistigkeiten, die äusserste Unwissenheit dieser beiden Jahrhunderte, verbunden mit den fortwährenden Einfällen der Ungarn und der Saracenen und mit jener Furcht, welche das verkündete Ende der Welt erweckt hatte, machten diese Periode so traurig, dass man sich nicht nur alles Bauens enthielt, sondern auch die älteren Gebäude in Trümmer fallen liess.

Das zehnte Jahrhundert insonderheit hatte jeden Gedanken von guter Architectur ausgelöscht; auch die technische Fertigkeit der Magistri casarii oder comacini (oder „deutschen Meister“), die in

gewisser Weise bisher den Mangel jener hatte ersetzen können, war, aus Mangel an Uebung, vergessen. Damals erst, gegen den Schluss dieses Jahrhunderts, war es, dass Otto der Grosse eine Wehr gegen diese Auflösung herzustellen suchte; dass die orientalische Architektur auf's Neue sich den Häfen Italiens näherte; und dass sich, an den Küsten von Istrien und von Venedig, jene grosse Umwandlung der Baukunst vorzubereiten begann, welche nachmals, mit dem Beginn des eilften Jahrhunderts, zuerst bei uns, sodann in dem gesammten übrigen Theile des Occidents bewirkt wurde. Das einzige Gebäude von einiger Bedeutung, an welches man, in italienischen Gegenden, in diesem eilften Jahrhunderte die Hand legte, ist die lateranensische Basilika, welche Papst Sergius III. aus den Trümmern, darin sie schon seit mehreren Jahren lag, wieder emporsteigen liess. Aber es wurde dies Werk zu den Wundern gerechnet, sogar fehlte es an menschlichem Beistand: *non enim erat spes, neque solatium de restitutione illius*, wie der Diakonus Johannes, der zu jener Zeit lebte, schrieb*).

Der wirkliche Anfang der Wiederbelebung der Architectur bei uns, jedoch, wie ich (oben) gesagt habe, mit Principien, welche sich von denen der antiken Kunst sehr unterschieden, war im eilften Jahrhundert; das glücklichste Jahrhundert für Italien, oder, wenn es so besser scheint, das mindest rohe und unglückliche, soviel deren seit den glücklichen Tagen des Trajan und der Antonine verflossen waren. Damals, vermöge der Gegenwirkung gegen das Feudalwesen, vermöge der Privilegien, welche den Gemeinden ertheilt wurden, und vermöge der anderen weisen Anordnungen des ersten der Ottonen, der hierdurch, auch bei uns, fast wider unseren Willen, der Grosse genannt werden muss, erstanden auf's Neue der Geist und die Industrie der Italiener, vervielfältigten sich die Schulen, belebte sich der Handel, wurden unsere Häfen in Kurzem die Emporien des gesammten Occidents, und zögerten auch die zeichnenden Künste, welche stets dem öffentlichen Glücke folgen, nicht, neue Lebenszeichen zu geben. Damals sah man eine jede Stadt ihre alten Ruinen wiederherstellen, den Umkreis ihrer Mauern ausdehnen, und mit den anderen wetteifern, welche von ihnen die bedeutendsten und prächtigsten Ge-

bäude aufführen würde. Venedig und Pisa, die sich bereits grosser Reichthümer durch ihren Handel mit dem Orient erfreuten, waren die ersten, welche das edle Beispiel gaben, und ihre Kathedralen, die gerade in diesem eilften Jahrhundert entstanden, sind bewunderungswürdige Werke auch für unsere Tage. Ihnen folgten die Gemeinden von Ancona, Modena, Lucca, Ferrara, Verona, Bergamo, Mailand, Pistoja, Rom, Parma, Piacenza, und von allen anderen bedeutendern Städten der Zeit. Auch die Reformen des Mönchswesens, welche in dieser Zeit in dem gesammten Occident statt fanden, trugen nicht wenig zur Erneuerung der alten zerstörten Abteien und zur Verbreitung des neuen Baustyles über die Alpen bei. Derselbe Geist der Religion, welcher in diesem Jahrhundert ganz Europa mit einem heiligen Eifer entflammte und zum Zuge in das heilige Land antrieb, derselbe Geist belebte bei uns auch die Architectur und mit ihr nach und nach die bildenden Künste, ihre treuen Begleiterinnen.

Auch Pavia behauptete in jenen Tagen eine der ersten Stellungen unter den bedeutendern Städten Italiens, und bereits am Ende des eilften Jahrhunderts regierte es sich nach eigenen Gesetzen; sein Reichthum ist zur Genüge an dem damaligen, höchst ausgedehnten Umlauf seines Geldes zu erkennen. In dieser Zeit nun, d. h. gegen den Schluss des eilften Jahrhunderts, meine ich, dass seine Bürger, dem allgemeinen Beispiel folgend, den Beschluss fassten, ihre Basilika San Michele von Grund aus, in der Weise, wie wir sie gegenwärtig sehen, wiederzubauen. Wirklich erscheint sie nach langem Stillschweigen, aufs Neue zu ihrem alten Glanz zurückgekehrt, im Jahre 1155, als dort der Kaiser Friedrich I. unter allgemeinem Jubel empfangen wurde: *In ecclesia S. Michaelis, ubi antiquum regum Longobardorum palatium fuit, cum multo civium tripudio coronatur**)“.

Nach dieser Darlegung zieht Cordero den Styl und die Eigenthümlichkeiten der Architectur dieses Gebäudes in Betracht und beweist, wie derselbe auf keine Weise dem Jahrhundert der Longobarden zugeschrieben werden kann, sonderu wirklich der genannten Zeit angehört. Er giebt zu dem Ende ein sehr ausführliches Bild von den verschiedenen Bau-

* Muratori. *Annali d'Italia, all' anno 907.*

*) Otto Frising. *De gestis Friderici, Lib. II. c. 21.*

stylen, welche in Italien vom Beginne des Mittelalters bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts herrschend waren und sich einer aus dem anderen entwickelten. Es ist daraus in diesen Blättern (Jahrg. I, No. 43 und 45) bereits Einiges mitgetheilt worden.

Architectonische Denkmäler der Altmark Brandenburg.

In malerischen Ansichten aufgenommen von I. H. Strack und F. E. Meyerheim, und von letzterem lithographirt; mit erläuterndem Text von Dr. F. Kugler. Berlin bei L. Sachse und Co. 2tes und 3tes Heft.

Bereits bei Erscheinung des ersten Heftes haben wir unsern Lesern Rechenschaft über dieses erfreuliche Unternehmen abgelegt. Durch den Eifer des Lithographen so wie der Verlagshandlung liegen uns wiederum zwei neue Lieferungen vor, welche sich in jeder Hinsicht dem früheren würdig zur Seite stellen. Die Gegenstände selbst möchten im Vergleich mit denen des ersten Heftes ein noch allgemeineres Interesse erregen, sowohl was die Architectur als auch die historische Bedeutsamkeit betrifft. Auf drei Blättern wird uns das alte mächtige Gebäude des Domes zu Stendal vorgeführt, welches von aussen durch seine Massen mehr als durch Details imponirt, obwohl auch die letzteren, besonders am nördlichen Kreuzesvorsprunge höchst interessant sind. Desto leichter, freier erhebt sich das Innere des hohen Chores; die schlanken Fenster, sich eng an einander schliessend, nur durch dünne Pfeilermassen von einander getrennt, giessen auf den Hochaltar ein volles Licht herab, welches durch viele noch erhaltene farbige Scheiben gemässigt wird. Ausser den reichgeschnitzten Chorstühlen zu beiden Seiten, stand in der Mitte ein merkwürdiger eherner Taufstein, nach Beckmanns Beschreibung mit Bildwerk reichlich geschmückt. Wir ersehen mit Schmerz aus dem Texte des Hrn. Dr. Kugler, dass dieses Denkmal deutscher Kunst vor wenig Jahren verkauft ward. Von wem, an wen, zu welchem Zwecke,

wird nicht gesagt. Ob derselbe von einem Liebhaber erworben noch existirt, oder ob er bereits vom Wucherer eingeschmolzen ist, wäre nöthig zu erforschen; auf jeden Fall steht zu erwarten, dass ein solches Sacrilegium zu unserer Zeit und in unserer Mitte nicht wiederholt werde.

Unter den Gebäuden in Lenkziegeln zeichnen sich die Thorthürme vorzugsweise aus. Der Architect konnte hier, weniger durch herkömmliche Regeln gebunden, sich dem Reichthume seiner Phantasie hingeben. Schon im ersten Hefte lernten wir zwei dergleichen interessante Formen in Tangermünde und Werben kennen. In den vorliegenden Heften zeichnen sich das Uenglinger und Tangermünder Thor zu Stendal noch vor jenen aus, und dürfen mit Recht unter die schönsten ihrer Art gezählt werden. Unten viereckig, durch mehrere Geschosse aufsteigend, schliessen sich zu den Ecken runde erkerartige Vorbauten an, welche höher hinaufsteigen. Doch noch höher erhebt sich aus der Mitte der ganzen Masse ein zweiter mächtiger Rundbau, als oberste Warte. Zinnen krönen jedes Gsimis; Reliefarkaden durchziehen die Etagen, und Verzierungen in bunter Glasur und gebrannten Ziegeln wechseln mannigfaltig mit Fenstern und Wappenschilden ab. Das Ganze erinnert in seiner feenhaften Erscheinung an morgenländische Bauwerke, wie sie noch neuerlichst durch Buckingham's Reisen bekannt wurden. Wir dürfen es dem Künstler danken, dass er uns dieselben mit Treue ohne fremde Zuthat wiedergab; weder durch Strassburger Münsterrosen, anstatt der einfachen Fensterblenden, noch durch die Umgebungen einer fata morgana auf dem Platze unsrer einfachen altmärkischen Stadt würde Herr Meyerheim uns die anziehenden Veduten, welche er uns gab, ersetzen können. Wir können dies sein Verdienst nicht besser als mit den Worten eines anderen Recensenten aussprechen: „Dass für diese Gegenstände (sagt derselbe) die Standpunktè glücklich gefunden sind, bekunden die Blätter am besten und eben so bekunden sie selbst schon, wenn es nicht sonst noch versichert würde, dass nichts oberflächlicher malerischer Effekte wegen vorsätzlich verrückt und gemodelt ist; aber auch unwillkührliche Veruntreuung steht hier nicht zu fürchten, denn nicht, wie so oft, sind sie nach dürftigen, stehenden Fussess entworfenen Skizzen da-

heim erst aufgezeichnet, sondern am Ort vollständig aufgenommen und vollendet.“ — —*)

Besonders erfreulich ist in diesen beiden Heften der weitere Fortschritt der Lithographischen Kunst fast auf jedem Blatte. Wir nennen besonders die Ansichten des Stendaler Domes, welche durch das magische Helldunkel der Schattenparthien, durch den herrlichsten Baumschlag, durch charakteristische Staffage sich vorzugsweise auszeichnen. Dennoch möchten wir auf dem letzten Blatte des dritten Heftes die Vignette einer Klosterruine noch höher und sie fast allen anderen voranstellen. Die dunklen verfallenen, noch halb bewohnten Mauern, einsam auf dem beschnittenen Kirchhofe stehend, die schneeigen Dächer gegen den schwarzen Winterhimmel, geben ein wunderbar melancholisches Bild, welches mit höchster Naturwahrheit in wenigen Zügen wiedergegeben ist.

Auch die weitere Ausbildung des Druckes erreicht der lithographischen Anstalt des Hrn. Sachse zum höchsten Ruhme, und wir erkennen darin ein ehrenwerthes patriotisches Bestreben, dem Auslande, auch hierin, nicht ferner nachzustehen. Wir schliessen noch den Wunsch an, dass die Herren Herausgeber und Verleger, nach Beendigung des vierten Heftes, noch in einem Supplemente einige der interessantesten Details im grösseren Maassstabe liefern möchten, wodurch das ganze Werk für alle Kenner und Liebhaber bedeutend gewinnen dürfte. — s —

Bedeutung der Siegelkunde in wissenschaftlicher, wie in artistischer Hinsicht **).

Zu den vernachlässigten Disciplinen, die jedoch sehr geeignet sind, uns einen hellern Blick in das

*) S. die Recens. des ersten Heftes in der Staatszeitung, 1833. No. 227.

**) In der Versammlung des wissenschaftlichen Kunstvereins am 3. Februar legte Hr. v. Ledebur, Director der königl. Kunstkammer zu Berlin, die Auswahl einer Sammlung von Urkunden-Siegeln, welche sich auf der Kunstkammer befindet, vor und hielt in Bezug darauf den oben mitgetheilten Vortrag.

Mittelalter zu eröffnen, gehört die Siegelkunde. Ihre Wichtigkeit in Beziehung auf die historischen Hilfswissenschaften: Diplomatie, Heraldik, Numismatik und Genealogie ist sichtbar, doch keineswegs in ihrem ganzen Umfange erkannt.

In den Lehrbüchern der Diplomatie oder Urkundenlesen wird die Sphragistik oder Siegelkunde als ein untergeordneter Theil, meist dürftig und oberflächlich behandelt; und doch ist sie mehr als die Galaeographie und Formellehre geeignet, über Aechtheit oder Verfälschung der Urkunden die Entscheidung zu geben. Schrift und Formel kann ohne grossen Aufwand von Geschicklichkeit nach gleichzeitigen Vorbildern täuschend nachgeahmt werden; bei den Siegeln hat dies seine grossen, wohl nie vollständig überwundenen Schwierigkeiten. Hier nur ein Beispiel. Die Stiftungsurkunde des Klosters Banz vom J. 1071 hat bis jetzt durchaus keinen Verdacht erweckt. Der in den Archivwissenschaften sehr bewanderte Archivar Oesterreicher in Bamberg theilt in der jüngst erschienenen Geschichte des Kloster Banz die Stiftungsurkunde als ungezweifelt ächt, aber auch die Abbildung des anhängenden Siegels mit. Hier verrieth sich mir jedoch auf den ersten Blick, dass es dem 13ten statt dem 11ten Jahrhunderte angehöre und ein Siegel nicht des Markgrafen Herrmann v. Banz, sondern des Markgrafen Herrmann von Brandenburg sei. Die nähere Beweisführung enthält das Jan.-Heft des Allgem. Archives für die Geschichtskunde des Preussischen Staates. — Noch eine grosse Anzahl von Beispielen könnte ich anführen, die beweisen, wie nothwendig es sei, zur Prüfung von Urkunden die Siegel der genauesten Beachtung zu unterziehen. Einen reichen Stoff zu Ergänzungen und Berichtigungen der diplomatischen Lehrbücher bietet die auf der königlichen Kunstkammer befindliche Sammlung von Urkunden-Siegeln.

Die Heraldik, die sich seit dem 16ten Jahrhunderte zu einer selbstständigen Disciplin zu erheben begann, ist entsprungen aus der Siegelkunde des Mittelalters, hat allein in dieser ihre Wurzeln — doch merkwürdig genug herrscht gerade in den Lehrbüchern derselben die allergrösste Unkunde, nicht selten gänzliche Nichtbeachtung der älteren Geschlechtssiegel. Ein kritisches Lehrbuch der Heraldik fehlt daher — es kann nur aus der ältern Siegelkunde sich hervorheben; in der zugleich für Kunde der deutschen Rechtsalterthümer und Sprache

ein ungehobener und ungeahnter Schatz verborgen liegt. Ich will bloss darauf hinweisen, wie der viel gedeutete Rechtsausdruck: „Achtwort“ in den Siegeln eine überraschende Erklärung gefunden hat*); wie in den sogenannten redenden Wappen, d. h. in solchen, die in ihren Wappenbildern die Bedeutung des Namens aussprechen, nicht selten die interessantesten etymologischen Aufschlüsse gegeben werden.

Ungleich mehr kultivirt, als die Siegelkunde, ist die Numismatik, und doch hat letztere für das Mittelalter, gegen jene nur einen sehr untergeordneten historischen Werth. Die Numismatik muss von der Siegelkunde fast ihren ganzen kritischen Apparat borgen; da dies nun aber bisher wenig oder gar nicht geschehen ist, so kann es auch nicht befremden, dass im Fache mittelalterlicher Münzkunde, gerade dem reichsten und durch Mannigfaltigkeit ausgezeichneten Theile der Numismatik, im Ganzen so wenig kritisches geleistet worden ist. Bedenken wir dagegen, wie verbreitet das Recht zu siegeln, gegen das Recht zu münzen war, so leuchtet es ein, wieviel grösser der Reichthum der Siegel als der Münzkunde sein müsse, und wieviel ergiebiger die historische Ausbeute, welche aus der Sphragistik als aus der Numismatik zu gewinnen sei.

Endlich erhält die Genealogie in den Siegeln eine wichtige, nicht selten die einzige Stütze, indem diese gewöhnlich allein, in den schwierigen Fällen der Namensgleichheit, den Ausschlag geben, wenn es sich nämlich bei Zweifeln darum handelt, welcher Person diese oder jene Handlung beizumessen sei.

Doch unsere Absicht war es, hier ins Besondere von einer ganz andern Wichtigkeit der Siegelkunde zu reden, nämlich von dem, was sie in Beziehung auf Kunst leistet und dem Kunstforscher bietet. Es gewinnen nämlich die Siegel für uns Bedeutung einmal als Kunstleistung an sich, zweitens als Mittel für kunstgeschichtliche Kritik.

Bedenken wir nur, dass im Mittelalter jede zeugenfähige Person eines besondern, allein für diese Person gültigen Siegels sich bediente; dass ebenso jede Corporation, jede Behörde eines eigenen Siegels bedurfte — so ergibt sich hieraus schon, dass die Verfertigung der Siegel ein Gegenstand weit ver-

zweigter Industrie gewesen sein müsse; aber nicht etwa, wie in späterer Zeit seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts, den grössern Städten Cöln, Nürnberg, Augsburg ausschliesslich angehörig, sondern auch in den früher blühenderen Städten zweiten Ranges Soest, Dortmund, Herford, Salzwedel etc. ihre Werkstätten findend. Schon diese Verbreitung eines Industriezweiges nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Das Kunstinteresse wird noch gesteigert, wenn wir wahrnehmen, dass mit den Siegeln nicht selten ein förmlicher Luxus getrieben wurde; so sind mir von Kaiser Friedrich III. gegen 10 der prachtvollsten Siegel bekannt; die hier in Rede stehende königliche Sammlung enthält von dem im Jahre 1329 verstorbenen Grafen Otto IV. von Ravensberg allein 4 verschiedene Siegel. Wir würden einen durchaus falschen Begriff von der Ausbildung der Stempelschneidekunst des Mittelalters gewinnen, wenn wir hier von der fast durchgängigen Rohheit der Münzprägung dieser Zeit einen Schluss machen wollten. Die Münze, dazu bestimmt, alljährlich wieder in den Schmelztiegel zurückzuzwandern, konnte ein, von vornherein der Vernichtung gewidmetes, Kunstwerk zu liefern, nicht beabsichtigen; — ganz anders verhält es sich aber mit den Siegeln, die den kommenden Geschlechtern eine Beglaubigung sein sollten der Aechtheit von Urkunden, die, durch Bann- und Verwünschungsformeln gegen Zerstörung durch Menschenhand, durch Dauer des Materials und Sorgfalt der Aufbewahrung gegen den Zahn der Zeit geschützt, Jahrtausende zu überleben, bestimmt waren.

So erklärt es sich denn, dass wir in den Siegeln eine technische Vollendung, nicht selten eine Correktheit der Zeichnung erblicken, die wir in gleichem Grade an andern, aus dem Mittelalter uns überkommenen Leistungen der zeichnenden Künste vergeblich suchen.

Aber wir gewinnen auch aus dem Studium der Siegel, worauf ich schon in dem Berliner Kunstblatte vom J. 1828 in einem kleinen Aufsätze aufmerksam gemacht habe, eines der geeignetsten Mittel zu der stets schwierigen Altersbestimmung anderer Kunstwerke. Die persönlichen Siegel lassen sich auf einen bestimmten, eng begränzten Zeitraum zurückführen, wir brauchen nur die Zeit zu ermitteln in welcher die Person, die sich des Siegels bediente, lebte. Da die Siegel nun in ihren Kleidertrachten, vorzüglich in den Majestäts- und Thronsigeln

*) v. Ledebur Allgem. Archiv d. Gesch. d. Preuss. Staates I. 158.

der Kaiser und Könige, in den Reitersiegeln der Dynasten, in den Siegeln Edler Frauen; ferner in ihren architectonischen Verzierungen und Anordnungen der Rundbögen, Spitzbögen etc.: besonders bei Siegeln geistlicher Personen, bei Kirchen- und Stadtsiegeln, meist das Gleichzeitige, zuweilen zwar das Veraltete, nie jedoch das später erst in Gebrauch tretende, zeigen — so sehen wir hieraus, wie fruchtbringend die genauere Betrachtung der Siegel dem Kunst- und Alterthumsforscher werden müsse.

Kunstgeschichtliches.

Seltene Mörtelbereitung.

Kaiser Friedrich III. gab (um 1450) vor dem Bau des nördlichen, unvollendeten Thurms der St. Stephanskirche zu Wien eine Verordnung, derzufolge, weil eben damals ein sehr saurer, fast ungenießbarer Wein gewachsen war, es einem jeden, der ihn nicht wollte, zur Pflicht gemacht wurde, ihn nach St. Stephan auf den Freithof zu bringen: „auf dass man den Kalk damit ablöschen und das Fundament recht haltbar bauen könne.“ (*Cuspinian, in Austr. p. 66.*)

Ebenso meldet eine elsassische Chronik, dass im J. 1431 der Wein im Elsass dermassen im Ueberfluss gewachsen war, dass man sich seiner statt des Wassers, in der Mörtelbereitung bediente. „Also nahmen, fügt der Chronist hinzu, die Mauern der schönen Kirche von Thann (berühmt durch ihren Thurm, dessen Entwurf derselbe Chronist dem Meister Erwin von Steinbach zuschreibt) eine gar grosse Menge Weins in sich auf.“

Ob Aehnliches vielleicht auch von anderen Kirchenbauten berichtet wird?

Kunst - Verein

für die Rheinlande und Westphalen.

Die durch Herrn Jentzen zu Berlin nach Lesings Gemälde: „Leonore“ gefertigte Steinzeichnung,

von welcher ein Exemplar den Theilnehmern an der Verloosung vom 26. Juli 1832 gebührt, wird jetzt abgedruckt. Mehrere derselben haben den Wunsch geäußert, dieses ausgezeichnete Blatt auf chinesischem Papiere, gegen Vergütung der Mehrkosten zu erhalten, und es ist daher der Abdruck von 300 Exemplaren auf solchem Papiere angeordnet worden.

Diejenigen berechtigten Mitglieder, welche gegen eine Zulage von Einem Thaler ein solches Blatt statt eines gewöhnlichen Exemplars wünschen, werden ersucht, sich deshalb schriftlich (Auswärtige in Briefen unter Kreuzband) bei der Verwaltung des Vereins, und zwar baldigst, zu melden, da im Falle zahlreicherer Bestellungen die Reihenfolge der hier eingetragenen Meldungen den Vorzug giebt. Die Versendung dieser Exemplare wird im April d. J. Statt finden.

Die Ausgabe der Abdrücke auf weissem Papiere an sämtliche berechnigte Mitglieder kann noch nicht erfolgen, weil die dazu erforderliche Zahl guter Abdrücke wahrscheinlich nur durch eine zweite Steinzeichnung zu erlangen sein wird, für deren Beendigung sich die Zeit nicht bestimmt angeben lässt.

Um indessen schon jetzt so viele Mitglieder als thunlich zu befriedigen, sollen die ersten in den Monaten März und April d. J. zu versendenden 500 Exemplare auf weissem Papiere durch das Loos unter die berechtigten Mitglieder vertheilt werden.

Die Sitzung wird am Donnerstage den 20. d. M. Vormittags 10 Uhr in einem der Säle der hiesigen Königl. Kunst-Akademie geschehen, zu welcher die Vereins-Mitglieder eingeladen werden.

Düsseldorf, den 5ten Februar 1834.

Der Verwaltungs-Rath des Vereins.

Die verehrlichen Mitglieder des Vereins, welche in Berlin oder in der Nähe Berlins wohnen, können ihre schriftliche Anmeldung bei dem Unterzeichneten zur weiteren Beförderung einreichen.

George Gropius,
Schlossplatz No. 1.